

JENS JESSEN

Was vom Adel blieb

Eine bürgerliche Betrachtung

zu Klampen  ESSAY

JESSEN
WAS VOM ADEL BLIEB
ZU KLAMPEN

Reihe zu Klampen Essay
Herausgegeben von
Anne Hamilton

Jens Jessen,
geboren 1955 in Berlin, arbeitete
nach dem Studium der Germanistik und
Kunstgeschichte in Berlin und München
zunächst als Verlagslektor, dann als Reise-
redakteur, Feuilletonredakteur und Berliner
Korrespondent bei der »Frankfurter Allge-
meinen Zeitung«. 1996 wurde er Feuilleton-
chef bei der »Berliner Zeitung«, 2000 dann
bei der »ZEIT«. Seit 2012 ist er im Feuilleton
der »ZEIT« Redakteur ohne besondere
Aufgaben. Er unterrichtete an den Univer-
sitäten Leipzig, Basel und Lüneburg, zu
seinen letzten Buchveröffentlichungen ge-
hören die Essaybände »Deutsche Lebenslü-
gen« (2000) und »Fegefeuer des Marktes«
(2006, als Hrsg.) sowie der Roman
»Im falschen Bett« (2014).

JENS JESSEN

Was vom Adel blieb

Eine bürgerliche Betrachtung

zu Klampen  Essay

Inhalt

Stolz ohne Leistung · 9

Die Geschichte,
ein Missverständnis · 18

Das Herz, die Konvention · 29

Der Andere, der Bürger · 40

Seelenleben, Bildungsverfall · 57

Betriebsgeheimnisse · 67

Rangordnungen, Kränkungen · 79

Das unverlierbare Erbe · 96

OBWOHL ich geneigt bin, den europäischen Adel als eine Art genetisches Weltkulturerbe zu betrachten, kostbar, staunenswert und bedroht, soll er in dieser Betrachtung keinem nostalgischen Blick ausgesetzt werden. Die Fotosafari in seine Reservate kann man getrost der Klatschpresse überlassen. Er soll auch nicht als Gegenstand der Satire dienen, so leicht sich ein Reigen karikaturesker Gestalten und bizarrer Umstände entfalten ließe. Es geht um lebende Menschen und gegenwärtige Verhältnisse, also um die schönen und befremdenden Reste einer Vormoderne, die geeignet sind, der verbürgerlichten Gesellschaft von heute einen Spiegel vorzuhalten. In diesem Spiegel sehen wir nicht nur, was der demokratische Fortschritt überwunden und besiegt hat, sondern auch, was er verloren und weggeworfen, der Würde des Menschseins entzogen hat.

Stolz ohne Leistung

DER Spiegel, den uns der Adel vorhält, ähnelt in gewisser Hinsicht dem Spiegel, den uns das Lumpenproletariat vorhält, das es aller Schönrederei zum Trotz noch immer in Form dauerhaft erwerbsloser oder prekär beschäftigter Menschen gibt. Hier wie dort, am unteren wie am ehemals oberen Rand der Gesellschaft, herrscht die gleiche Bedeutungslosigkeit von Arbeit und Leistung. Es gelten nicht Tun und Haben, sondern das reine Sein. Als Graf wird man geboren; das lässt sich durch Berufserfolge nicht steigern, durch Armut und Untüchtigkeit aber auch nicht nennenswert mindern. Insofern fehlt jene Vergötzung der Leistung, die für den bürgerlich mobilen Teil der Gesellschaft so charakteristisch ist. Gleichgültigkeit gegenüber Anstrengung und Tüchtigkeit findet sich aber auch in den Milieus, deren Angehörige seit langem auf staatliche Hilfe angewiesen sind – ein Status, der oft ebenfalls durch Geburt erworben und über Generationen weitergegeben wird. Was die Unverlierbarkeit des Adelsprädikats für den Grafen ist, ist für den geborenen Sozialhilfeempfänger die Unerreichbarkeit von auskömmlicher Arbeit, öffentlicher Teilhabe und Anerkennung.

Man muss die Asymmetrie der Bedingungen und Lebensumstände nicht unterschlagen, um die Paral-

lele zu erkennen. Selbstverständlich ist der Aristokrat eher selten obdachlos (es sei denn nach einer Revolution) oder wohnt nur selten dauerhaft in einer Laube (es sei denn ehemals in der Sowjetunion).¹ Wenn es aber so wäre, würde es wenig ändern. Sein gesicherter, durch Besitz und Leistung nicht weiter beeinflussbarer Status ist ihm gewissermaßen von Anfang an auf dem Lebenskonto gutgeschrieben, während sie dem Lumpenproletarier erst durch ein dauerhaftes Leistungsminus bewusst wird: als ein Sockelbetrag, der wunderbarerweise

1 Als Laube bezeichnet der Berliner die wackligen Schrebergartenhäuschen, die staatlicherseits nicht als Wohnung genehmigt sind. Tatsächlich gab es im alten Westberlin einen russischen Fürsten der weißen Emigration, der dauerhaft in einer solchen Laube wohnte. Über die Zeiten hatte er sie in ein ziemlich solides russisches Blockhaus verwandelt, was indes nichts daran änderte, dass sie nur schlecht geheizt werden konnte und der Fürst stets mehrere Pullover und darüber noch einen Mantel trug. Bürgerliche Besucher (und er hielt alle Besucher für bürgerlich) empfing er mit einer ironischen Unterwürfigkeit, als wolle er zu erkennen geben, dass er in ihren Augen selbstverständlich nichts gelte, aber dass es auch einmal andere Zeiten gegeben habe, ganz andere Zeiten ... Zeiten, in denen man mit solchen Bürschchen wie den Besuchern auch ganz anders verfahren wäre. Der Fürst umwuselte und bediente die Bürschchen mit der Beflissenheit eines Lakaien, aber auch dies schien nur sagen zu wollen, dass er, der Fürst, im Gegensatz zu ihnen, den bürgerlichen Besuchern, noch wusste, wie Lakaien so etwas machten. So hat der Adel, auch der abgebrannteste, vielfältige Möglichkeiten, einen Standesunterschied zu markieren, und sei es durch übertrieben vorsichtige Höflichkeit. Diese Höflichkeit hat den Charakter von Handschuhen, die man überstreift, um den direkten Kontakt mit befremdlichen Substanzen zu vermeiden.

nicht abgebucht werden kann. Er fällt gewissermaßen auf die Würde des bloßen Seins zurück, nachdem die Unbeeinflussbarkeit seiner Umstände durch Arbeit und Tüchtigkeit offenbar geworden ist.

In der Sozialpsychologie gilt die oft übersehene Regel, dass Resignation einen ähnlichen Grad der Unabhängigkeit wie der Adelsstolz erzeugt. Im übrigen sollte aber auch der Stolz nicht unterschätzt werden, mit dem der Dauerarbeitslose, vielleicht noch im Unterhemd, aber schon mit einem Bier in der Hand, dem beschäftigten Teil der Gesellschaft gegenübertritt. Wenn er sich überhaupt für den besorgten Nachbarn oder Sozialarbeiter interessiert, der ihn aus der Mittagsruhe scheucht, wird er ihn mit der gleichen Kälte mustern wie in alten Zeiten der Aristokrat den Krämer, der verlegen in der Halle des Schlosses seinen Hut in den Händen dreht und Außenstände eintreiben möchte.

Der Grund liegt in der perspektivischen Distanz. Sie ist keine Frage von oben und unten. Wie der Krämer für den Schlossherrn ist der besorgte Nachbar oder Sozialarbeiter für den Dauerarbeitslosen nur der Vertreter einer fernen Welt von ärgerlichen Regeln, deren Befolgung keinen Nutzen verspricht. Nichts wäre gewonnen für den Grafen, wenn er seine Schulden bezahlte, er hätte nur Geld verloren. Gerichtsvollzieher waren in Feudalzeiten kaum zu fürchten, sie konnten ignoriert werden; im übrigen verbat es die Ehre, Schulden pünktlich zu bezahlen, es hätte den Eindruck von Eilfertig-

keit gemacht.² Genauso klar und stolz (oder mit genauso wenig Verständnis für die Paragraphenwelt) sieht der notorische Empfänger staatlicher Unterstützung, dass er nur sein bisschen Schwarzgeld verlöre, wenn er sich auf die Kontrolleure der bürgerlichen Mehrheitsgesellschaft einließe. Sie gelten ihm als gänzlich bedeutungslose Boten aus einer für ihn gänzlich bedeutungslosen Welt, die ihm nichts geben wird und der er schon deswegen nichts schuldet.

Um die strukturelle Parallele zu erkennen, reichte es im Grunde schon, das soziale Bewegungsprofil zu vergleichen. Wer bewegt sich und wohin? Der Graf bewegt sich nicht. Er kann sich nicht verbessern und bleibt nach Möglichkeit auf seinem Schloss. Der Dauerarbeitslose wäre, wenn er dem Drängen des Jobcenters nachgäbe, in einem der neuen Billigjobs nicht gesicherter; also bewegt auch er sich nicht. Noch leichtfertiger wäre für ihn ein Wechsel der Wohnung, mag sie noch so verwahrlost sein, denn Aussicht auf einen neuen Mietvertrag hätte er kaum. Die einzige Aussicht auf Veränderung, die er hat, ist die Obdachlosigkeit. Insofern ist auch die

² Schlimmstenfalls konnte man den Zwangsvollstrecker oder den Krämer in Russland auch auspeitschen lassen. – Gleichwohl gab es im 18. Jahrhundert schon Adlige, die vor ihren Gläubigern quer durch Europa fliehen mussten; man kann solche Geschichten zum Beispiel bei Casanova nachlesen. Das zeigt den Fortschritt des Justizsystems und die zunehmende Gleichheit vor dem Gesetz.

Sozialwohnung so etwas wie eine Burg, und manche ihrer typischen Insignien von Armut und Ausichtslosigkeit bezeugen den sozialen Status nicht anders als die Ahnenbilder im Rittersaal.

Wer sich aber bewegt, ist der Krämer. Er bewegt sich von Kunde zu Kunde und, wenn die Geschäfte gut laufen, auch langsam in der Gesellschaft nach oben. Der Sozialarbeiter bewegt sich ebenfalls, nämlich von Sozialfall zu Sozialfall, und steigt, wenn er kein Büromaterial stiehlt, in der Hierarchie seiner Behörde auf. Nur die Bewegung, zu der die Angestellten verdammt und die Unternehmer verführt sind, ist verheißungsvoll, wenngleich riskant. Sie können gewinnen und verlieren. Ihrem rastlosen, von Hoffnung und Angst getriebenen Eifer entspringt der Veränderungsdruck und entspringt der Ressourcenverschleiß unserer Gesellschaft. Aus der Abstiegsfurcht nähren sich die Ressentiments, die sich gegen die richten, die nichts zu verlieren haben, und der Neid, der sich auf die richtet, die alles geerbt haben (zum Beispiel ein Adelsprädikat).

Die Quelle des Hasses ist das Leistungsideal, dem sich die mobilen Teile der Gesellschaft unterworfen haben. In gewisser Hinsicht entspringt dieser Quelle aber auch das Selbstverständnis des demokratischen Staates, der ohne Fähigkeit und Bereitschaft zur Konkurrenz nicht auskommt. Wer nicht konkurriert, weil er nicht kann (der schicksalhaft Arbeitslose) oder weil er nicht muss (der Rentier und der Adelige), der ist in diesem System nicht in-

tegiert, eigentlich im Wortsinne asozial. Die Frage ist allerdings, wie es um die Menschlichkeit einer Gesellschaft bestellt ist, die Leistung zum Kriterium von Sozialität und Asozialität macht. Das Kriterium erscheint zwar zunächst untadelig demokratisch und egalitär, insofern es Herkunft, Geschlecht und andere Ungleichheiten zu neutralisieren verspricht. Aber abgesehen davon, dass sich Leistung in Wirklichkeit doch niemals in einem neutralen Umfeld entfaltet, dass sie je nach Umfeld höchst unterschiedlich definiert wird, dass auch nicht jeder die charakterlichen Möglichkeiten mitbringt, um zu leisten, was in seiner Epoche gerade als Leistung gilt – es bleibt die Frage nach den Tagelöhnen und Taugenichtsen, den Faulenzern und Schmarotzern, den Gehemmtten und Schüchternen, die es immer gibt und die sich niemals dem Wettbewerb unterwerfen lassen. Schon der Gedanke an eine Leistungskonkurrenz macht ihnen Angst. Sind sie deshalb ohne Wert und können mit Recht als »Minderleister« aussortiert werden?

Im übrigen schlummert auch in jedem »Leistungsträger« und Erfolgsmenschen ein heimlicher Minderleister, der sich bei nächtlichen Panikattacken unversehens zeigt oder kurz vor dem Herzinfarkt am Steuer des Dienstwagens: der innere Doppelgänger eines jeden Managers, Politikers und milliardenschweren Anlagebetrügers. Gibt es überhaupt einen Menschen, der sich niemals davor gefürchtet hätte, plötzlich als gänzlich untüchtig, für nichts

begabt und zu nichts fähig enttarnt zu werden? Deshalb sehen wir uns so oft in Albträumen nackt oder nur mit einer Pyjamajacke bekleidet auf einer Party oder in der U-Bahn stehen – aus der Gesellschaft herausgefallen und der missbilligenden Be-sichtigung ausgesetzt.

Im Traum bleibt merkwürdigerweise unsere existentielle Nacktheit meist unbemerkt; niemand scheint unsere peinliche Entblößung – die peinliche Wahrheit über unser asoziales Selbst – wahr-zunehmen. In der gesellschaftlichen Wirklichkeit dagegen drohen Pranger, Demütigung und Äch-tung sehr wohl, für manche Menschen von Ge-burt an. Sie werden spätestens im Kindergarten zu Außenseitern, in der Schule zu ewigen Versa-gern bestimmt. Was ist mit diesen, die sich besten-falls als Künstler, als charmanter Schwindler und Schmarotzer oder in der Versorgungsprostitution einer Ehe durchbringen können? Wenn sie nicht ein Leben lang putzen gehen, in der Psychiatrie oder im Gefängnis enden müssen. Was ist mit de-nen, die nur sind, aber außer ihrer Existenz nichts vorzuweisen haben?

Man kann die Frage christlich deuten. Sie ent-spricht aber auch ziemlich genau der Frage nach dem, was vom Adel geblieben ist. Geblieben vom Adel ist nämlich die Sehnsucht nach ihm – nach einem Rang, der weder mühevoll errungen werden muss noch jederzeit wieder verloren werden kann. Der Adel, so gesehen, ist eine Metapher der Men-

schenwürde, deren Unverlierbarkeit für jedermann zwar stets beteuert wird, aber in enttäuschender Unsichtbarkeit nur als Abstraktion durch die Köpfe spukt. Allein der Aristokrat kann seine Standeswürde als Krönchen sichtbar über die Initialen auf der Hemdbrust stecken lassen.³

Geblichen ist freilich auch der Hass auf gerade das – auf das, was gratis war, aber nicht gerecht verteilt wurde. Und schlimmer noch: was niemals wieder, also auch nicht zur Wiedergutmachung in gerechter Streuung über jedermann, verteilt werden kann, weil die Zeit der Ausgabe von Adelsdiplomen nun einmal unwiederbringlich vorbei ist. Der endgültige Schlussverkauf geschah in den letzten Tagen des Ersten Weltkriegs, als Heereslieferanten und Rüstungsunternehmer noch einmal auf die Schnelle nobilitiert wurden. Diese Adelstitel waren allerdings schon schal wie jene, die heute noch in England oder anderen konstitutionellen Monarchien verliehen werden: bloße Auszeichnungen für Verdienste, insofern auch nur Leistungszeugnisse und keine Zeichen angeborener Würde. Dass diese,

³ Eine umstrittene Praxis. In München kann sie, wie vieles allzu Demonstrative, vorzugsweise beobachtet werden, aber im allgemeinen gilt für sie, was auch für den Siegelring mit Wappen gilt, der höchstens von Bürgerlichen oder dem »kleinen Baron von nebenan« (eine Formulierung, die wir Victoria von *** verdanken) getragen wird, niemals aber von Angehörigen des Hochadels. So ließe sich auch von dem Monogramm-Krönchen sagen: Je näher es der geschlossenen Krone kommen könnte, desto sicherer wird es weggelassen.

die echten Zeichen herausgehobenen Ranges, nicht mehr verfügbar, also endgültig limitiert sind, erzeugt ihre andauernde Faszination, die sich in kindischer Bewunderung für den Geburtsadel ebenso wie in kindischem Hass niederschlagen kann. Beides ist aber insofern ernst zu nehmen, als sich in beidem die sonst nie ausgesprochene Einsicht artikuliert, dass die soziale Belohnung nach Leistung genauso ungerecht sein kann wie das Geburtsprivileg, womöglich unmenschlicher.

Die Geschichte, ein Missverständnis

IMMOBILITÄT kennzeichnet den Adel heute; seine Prädikate sind unverlierbar und unvermehrbar.¹ Das war nicht immer so. In früheren Zeiten konnte man, durch Besitzverluste und wirtschaftlichen Ruin – nicht anders als ein bürgerlicher Bankrotteur –, auch aus dem Adel herausfallen. Der Titel war in manchen Fällen an einen bestimmten Besitz geknüpft; darin schimmerte noch die ursprüngliche Bindung des Adelsprädikats an ein Lehen durch, das von dem Lehnsherren empfangen wurde. Aber selbst später noch konnte Verarmung, die ein standesgemäßes Leben nicht mehr erlaubte, auch den Verlust der Standesehre nach sich ziehen und damit das Recht, den Titel zu führen – wenn nicht die Betroffenen schon selbst, aus Scham und

¹ Das gilt selbst für Österreich, wo Adelstitel nicht einmal als Bestandteil des Namens geführt werden dürfen wie in Deutschland. Die Kenntnis des nackten Namens allein genügt, um Aristokraten zu identifizieren, und nur, weil die Kenntnis auch unzureichend sein kann, wird der Anschrift auf Briefen auch gerne vorsorglich ein I. H./S. H. vorangestellt – man kann ja nie wissen, ob man es mit Hoheiten zu tun hat oder mit Personen, die für solche gelten wollen. Die radikale Titelrasur hat die Adelsbegeisterung, die in der k. u. k. Monarchie schon beachtliche Knospen trieb, heute erst recht zur pathologischen Blüte gebracht.

aus eigenem Entschluss, vorzogen, nicht mehr als Adlige aufzutreten.

Wirkliche Statussicherheit schafften ironischerweise in Deutschland erst die Adelsregister, die sehr spät, im 19. Jahrhundert, als die Zeit des Feudalismus schon ablief, eingerichtet wurden. Sie beruhten in Bayern zum Beispiel auf peinlichen Befragungen und Beweiserhebungen, die manche Familienüberlieferung als Legende entzauberte. Die strikte Verrechtlichung, die damit einherging, bedeutete in gewisser Hinsicht aber bereits Verbürgerlichung, eine Unterwerfung unter bürgerliche Rechtsstaatsprinzipien. Man kann sich die Pedanterie vorstellen, mit der bayerische Beamte, größtenteils ihrerseits nicht von Stand und schon damals preußischer als die Preußen, die Adelsnachweise studierten und gegebenenfalls mit kritischen Aktennotizen quittierten.

Die Prozedur ähnelte dem physikalischen Übergang eines Stoffs vom amorphen in den kristallinen Zustand. Der bürokratische Vorgang ließ mit einem Mal erstarren, was über Jahrhunderte im Fluss gewesen war, was oft auch durch Fürstenwillkür verflüssigt wurde (man denke an die Nobilitierung von Mätressen oder hohen bürgerlichen Beamten, die anders nicht in das Hofprotokoll eingefügt werden konnten) oder was sich in politischen Umbruchzeiten von selbst verflüssigte. Während der Stuart-Restauration in England, zum Teil aber schon unter den Stuarts zuvor, kamen Adelsdiplome mas-

senhaft auf den Markt; Jakob I. vergab die Ritterwürde seit 1611 gegen Zahlung von tausend Pfund; die bürgerlichen Empfänger konnten sich Baronets nennen. Bis zum Ende der Regierung Jakobs II. wurden an die zweihundert Peerswürden neu verliehen, meist an reiche Bürger. Londoner Kaufleute konnten sich mühelos einen aristokratischen Namen zulegen.² Schwer zu sagen, wie lange ihnen der Geburtsadel diesen Handel nachtrug, aber gut bezeugt ist der Schock hundertfünfzig Jahre später, als unter Napoleon I. ganze Adelsgeschlechter neu erfunden wurden. Dieser sogenannte Napoleo-nische Adel galt noch Anfang des 20. Jahrhunderts als anrühig, man kann es bei Proust nachlesen. Aber schließlich verblasst doch alles, Makel wie Vorbehalte; und viele Schweden werden es heute nicht mehr sein, die an der Legitimität ihrer Dynastie zweifeln, die auf einen bürgerlichen Herrn Bernadotte zurückgeht, den Napoleon kurzerhand mit dem skandinavischen Königreich belehnte. Es ist auch nicht bekannt, dass etwa die dänische Königsfamilie, die zu den ältesten regierenden Häusern

² Hübsch nachzulesen bei Werner Sombart in einem Aufsatz, der in dem Bändchen »Liebe, Luxus und Kapitalismus« (1922) enthalten ist und die Nobilitierung reicher Bürger zwischen 1600 und 1800 nachzeichnet. Zu dieser Zeit soll auch die Familie Spencer, die später dem englischen Hof jene berühmte »Prinzessin der Herzen« lieferte, aber ursprünglich mit Schafwolle reich geworden war, zu dem Titel eines Earl of Sunderland gekommen sein, eine Peerswürde, die im 17. Jahrhundert gleich mehrfach geschaffen und verliehen wurde.

Europas gehört, naserümpfend auf die willkürlich nobilitierten schwedischen Vettern herabschaute.

Es gibt eine eigentümliche Nonchalance, mit der Aristokraten schließlich und endlich, nach vorübergehendem Sträuben und Zaudern, ihren Frieden mit neuen Verhältnissen und Rängen machten. Wahrscheinlich ist darin ein Überlebensinstinkt am Werk, der dunkel ahnt, dass man nicht allzu pingelig sein darf, wenn man nicht seinerseits pingeliger Aufsicht unterworfen werden will. Manche Familien können sich sogar zu einem ironischen Umgang mit ihren Ursprüngen verstehen, ein geneigtes Gesprächsumfeld vorausgesetzt. Die ursprünglich schlesischen Magnaten Henckel von Donnersmarck, deren fürstlich-protestantischer Zweig das zweitgrößte Vermögen des Kaiserreichs besaß (nach den Krupps), genießen sich nicht der geschäftlichen Talente, die schon der Stammvater Lazarus Henckel zeigte, seines Zeichens Vieh-, Wein- und Tuchhändler aus der slowakischen Ortschaft Donnersmarck (daher der Name), der in Wien zu Geld kam und für seine Verdienste als Kreditgeber des Kaiserhofes in seinem bisher eher fragwürdigen Adelsstand bestätigt wurde. Freilich muss man dazu sagen, dass dieser Aufstieg an der Epochenscheide zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert geschah, hinter die auch der adlige Stammbaum anderer Familien nicht zurückreicht.

Überhaupt täuscht der Eindruck der Konstanz. Sie ist nur relativ zu sehen gegenüber der viel grö-

ßeren Unbeständigkeit der äußeren Verhältnisse. In der Reformationszeit zuvor, aber auch schon im Spätmittelalter gab es regelrechte »Adelskrisen«, die damit zu tun hatten, dass Landesfürsten ihre Macht erweiterten und die örtlichen Grundherren ihrer Willkür unterwarfen, einschließlich willkürlicher Rangerhöhungen, mit denen Treue der Gefolgschaft, militärische und zivile (vor allem finanzielle) Dienste belohnt wurden.

So war der Adel gerade in seiner Epoche, in der Zeit des europäischen Feudalismus, alles andere als stabil, »man musste immer darum kämpfen, oben zu bleiben«³, und wenn es anders gewesen wäre, ließe sich auch nicht die Wertschätzung erklären, die aristokratische Familien ihrem eigenen Alter entgegenbringen, erst recht nicht die herausgehobene Position, die der »Gotha« (das berühmte Genealogische Handbuch des Adels) dem Uradel zuweist, also dem Geschick, über lange Zeiträume und historische Gefährdungen hinweg seine Stellung zu behaupten. Von selbst verstanden kann sich das nicht haben, anders als die Rede vom blauen Blut und der angeborenen Überlegenheit suggeriert. Kant hielt die Idee des Geburtsadels

3 So Ursula von K***, geborene Witzleben (und Schwägerin der bekannten Publizistin Uta von K***), die nicht müde wurde, dem Autor dieses Büchleins die naive Meinung auszutreiben, Adel sei etwas, »worauf man sich ausruhen könne. Mitnichten, mein Lieber, mitnichten! Das ist eine ganz bürgerliche Illusion!« Frau von K*** war eine temperamentvolle Dame.

im Sinne von Geburtstugenden (eines Sets genetisch fixierter Fähigkeiten) ohnehin für ein reines »Gedankending«. Jedenfalls mussten die Fähigkeiten, wo immer sie herkamen, immer wieder neu bewiesen werden und ihre Anerkennung durch andere ertrötzt werden.

Insbesondere das Verhältnis des niederen Adels zu den übergeordneten Standesherrn, erst recht im Absolutismus zu den regierenden Fürstenthäusern, war nicht so weit entfernt von dem Verhältnis leitender Angestellter zur Führungsspitze eines Großunternehmens. Man musste durchaus erkennbar etwas leisten, und sei es als geschmeidiger Schmeichler bei Hofe, man musste auch gewitzt und mit einer guten Portion Charakterlosigkeit reagieren bei jähen Machtwechseln oder unbequemen Zufällen der Thronfolge; aber auch dies ist ja heute nicht anders in den großen Konzernen. Wer sich enttäuscht fragt, warum so viele Adelige im Dritten Reich so früh und so überraschend reaktionsschnell auf Hitler setzten, findet eine Antwort⁴

4 Eine andere, oft genannte Antwort findet man in den antidemokratischen Ressentiments, die das schmähliche Ende des Kaiserreiches, die Enteignungen und der Verlust von Privilegien ausgelöst haben. Freilich war Hitler ein Verächter des Adels, selbst der Kommunist Bertolt Brecht hatte ihn dafür gerühmt, »dass er die Junker über die Klinge springen lässt«, aber gerade in der Furcht vor eskalierendem Adelshass könnte eine dritte, höchst plausible Erklärung für die Kooperationsbereitschaft liegen: Man wollte lieber einen Platz an der Seite des Henkers als unter dem Fallbeil haben. Dies erklärt auch recht gut das Mitläufertum bür-

in diesem jahrhundertelangen Training, auch unter widrigen Umständen oben zu bleiben; man könnte, ähnlich wie im Tierreich, von einem Opportunismus der Gene sprechen.

Neuen Verhältnissen, auch als unrecht empfundenen, unbeugsam zu trotzen ist jedenfalls keine aristokratische Disposition, auch wenn die herausgehobene Position eine solche Unabhängigkeit vermuten lassen sollte – jedenfalls in bürgerlicher Perspektive. In ihr liegt allerdings die Quelle eines Missverständnisses. Prinzipienhärte und Gewissenstreue, also der Wille, auf Innenlenkung statt auf Außenlenkung zu setzen, war immer und schon in Feudalzeiten ein explizites bürgerliches Erziehungsideal, das mitunter gerade in Abgrenzung zum Adel betont wurde. Ob es auch in der Praxis eingelöst wurde, ist eine ganz andere Frage – bekanntermaßen hat das Bürgertum in Sozialismus und Nationalsozialismus ebenfalls tüchtig versagt –, entscheidend ist hier nur die Konsequenz im Verhältnis zum Selbst. Und da lässt sich nun freilich sagen, dass in der adligen Welt genau umgekehrt der Außenlenkung stets der Vorzug vor der Innenlenkung gegeben wurde, dem gesellschaftlichen Konsens der Vorzug vor dem Individual-

gerlicher Eliten, die Hitler immer verachtet hatten; die Furcht um die eigene Haut besiegte den Ekel (und die moralischen Skrupel sowieso). Lichtenberg sagt in einem Aphorismus: »Die Fliege, die nicht geklappt werden will, setzt sich am besten auf die Klappe selbst.«

urteil, dem Stand und der Familie das höhere Recht gegenüber der Person und ihrem Privatgewissen.

Die Bereitschaft, zum eigenen Nachteil und Schaden der Angehörigen strikten Gewissensnormen zu folgen, die ein bewundertes Charaktermerkmal und fester Bestandteil bürgerlicher Heldenlegenden ist, kann in aristokratischer Perspektive sogar als Verrat, wenn nicht als unehrenhaftes Verhalten gelten, insofern die Ehre ja bei der Familie und ihrem Stand liegt, nicht im einzelnen. Die Familie verbürgt den Adel, und deshalb liegt es im Zweifelsfall nahe, auch zum Wohle der Familie den Frieden mit den Verhältnissen, den Vorteil in den Verhältnissen zu suchen.

Die adligen Offiziere, die es unter den Verschwörern des 20. Juli so zahlreich gab, waren in ihrem Stand keineswegs zahlreich, sie waren oft sogar in ihren Familien, soweit das Engagement schon vor dem Attentat ruchbar wurde, missbilligte Außen-seiter und blieben es mitunter noch lange nach 1945. Ihr Privatheldentum galt als unverantwortlich⁵, es hatte die Familien in ihrem Stand, Bestand und Wohlstand bedroht und oft auch tatsächlich schwer beschädigt. Die folgende Sippenhaft entsprach genau der überlieferten Befürchtung, dass der gesamte

5 So ebenfalls Frau von K***, die mit einer eigentümlich zwischen Verständnis und Verachtung changierenden Bitterkeit die familiären Vorbehalte schilderte, auf die der Generalfeldmarschall von Witzleben wegen seiner Beteiligung an der Verschwörung stieß.

Familienverband leiden muss, wenn der einzelne sich jenseits des Kollektivs verwirklicht.

Man muss den Unterschied von bürgerlicher Gewissensmoral und adeliger Kollektivmoral, der auch innerseelische Konsequenzen hat, immer vor Augen haben, um nicht ungerechte, gewissermaßen unhistorische Maßstäbe anzulegen oder, genauso fatal, eine allgemein menschliche Psychologie zu unterstellen, wo in Wahrheit alles soziale Spezifik, Klassenpsychologie und Klassenmoral ist. Es tut nichts zur Sache, dass zur Zeit Hitlers der Adel schon seinerseits historisch geworden war (und ihm das nicht verborgen geblieben sein konnte). Gerade die seelischen und habituellen Klassenmerkmale überleben den faktischen Untergang einer Klasse mühelos um mehrere Generationen.

Das gilt erst recht für die gegenseitigen Vorurteile und Projektionen, die Zuschreibungen und Phantasmen, die zwischen den Klassen kursieren. Selbst wenn keine von ihnen mehr im Besitz ihrer ursprünglichen Geltung und Würde ist, bleiben die Stereotypen am Leben, die emotionalen Konstruktionen der Bewunderung, des Neides und des Abscheus – die Narrative, wie man im Jargon einer jüngst verflossenen Soziologie sagen könnte.

Manche entstehen sogar erst durch den Untergang. Ein banales Beispiel ist die abfällige Rede vom Bildungsbürgertum, die aufkam, als von einem Bürgertum in dem Sinne einer kulturellen Prägung

schon nichts mehr zu sehen war, geschweige denn von einem verpflichtenden Bildungsbesitz. Das Verschwinden des einen wie des anderen war die Voraussetzung dafür, beide zu einem Inbegriff des Abgelebten zu verschmelzen. Dessen polemischer Sinn und politischer Nutzwert bestanden darin, den Verlust als Fortschritt feiern zu können und die eigene Borniertheit als Überwindung von Dünkel.

Auch die Idealisierung der Arbeiterklasse, einschließlich der Beschwörung ihrer Tugenden von Solidarität, Internationalismus und so weiter, hatte im Grunde ihre Auflösung zur Voraussetzung, nämlich die Überwindung der Ausbeutungsverhältnisse, die den Arbeiter ursprünglich definiert hatten. Der heroische Proletarier, wie er auf den Fresken der Moskauer U-Bahn zu sehen ist, mit den stereotypen Fabrikschlotten im Hintergrund, ist der Proletarier, der sich befreit hat – also kein Proletarier mehr, sondern im Besitz der Produktionsmittel. Die Schlote rauchen jetzt für ihn, das ist der historische Moment der Revolution, den die sowjetische Ikonographie einfriert.

Und so hat in gewisser Weise auch erst die Auflösung des Adels seinen Rang dem historischen Wandel entzogen. Der Adel zur Zeit seiner Herrschaft war etwas anderes als der Adel heute – er war in mancher Hinsicht weniger adelig, zwar durch seine Privilegien geschützt und vom Bürgertum abgegrenzt, aber nicht gänzlich vom Leistungsprinzip dispensiert. Der gefrorene Aggregatzustand,